

Naturwissenschaftliche Bescheidenheit?

Religiöses Bekenntnis und physikalisches Weltbild

von Hartmann Römer

Fakultät für Physik der Universität Freiburg

Von einem physikalischen oder naturwissenschaftlichen Weltbild kann eigentlich erst seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts die Rede sein. Damals kam ein Prozess zum vorläufigen Abschluss, der nach Jahrhunderten langsamer vielfach gebrochener Entwicklung in Gestalten wie Galilei und Kepler an Dynamik gewann, im späten 17. Jahrhundert mit Newtons „Prinzipia“ zum Durchbruch kam und im 18. Jahrhundert mit der endgültigen mathematischen Formulierung der Newtonschen Mechanik durch Lagrange, Laplace und andere das hinterließ, was man heute als das mechanistische Weltbild bezeichnet und weithin immer noch mit dem physikalischen Weltbild identifiziert.

Es ist dies das Ergebnis eines im Grunde recht einfachen Programms, dessen konsequente Anwendung seither den Weg zu systematischer Gewinnung von Erkenntnis mit einem Höchstmaß an Sicherheit gewiesen hat:

Als primäre Quelle der Erkenntnis wird eine sehr spezielle Klasse von Sinneswahrnehmungen angenommen, nämlich Messungen in kontrollierten, jederzeit wiederholbaren und jedem mitteilbaren Experimenten. In einem vom Experiment geleiteten aber gleichwohl schöpferischem Vorgang werden Naturgesetze, d.h. mathematische Modelle aufgestellt, die die Ergebnisse der Experimente richtig wiedergeben und zu Vorhersagen und weiteren Fragestellungen und Experimenten Anlass geben. Die Bescheidenheit der Naturwissenschaften liegt in dieser mit dem Ziel höherer Gewissheit selbst auferlegten methodologischen Beschränkung und sachlichen Nüchternheit. Ihr bescheidenes Programm, das Messbare zu messen und das Gemessene mathematisch zu beschreiben, hat zu einem kollektiven, sich selbst erhaltenden und steigernden Prozess der Wissensgewinnung geführt, dessen große Erfolge mit Stolz erfüllen können und der stilbildend auch auf die anderen Wissenschaften eingewirkt hat:

- Unser Verständnis der unbelebten und belebten Natur hat sich in den letzten Jahrhunderten in einem schier unvorstellbaren Maße erweitert.
- Die Kontrollierbarkeit experimenteller Erfahrung hat ihr Gegenstück in der Möglichkeit, durch planmäßige Anwendung der Naturgesetze erwünschte Effekte mit Sicherheit hervorzubringen. Dies ist der Ursprung der neuzeitlichen Technik, die unsere gesamte Lebenswelt tiefgreifend und unumkehrbar verändert hat. Auch auf die Wissenschaft selbst hat die Technik zurückgewirkt und durch die Erweiterung experimenteller Möglichkeiten zu einer weiteren Steigerung und Beschleunigung geführt.
- Nicht nur unsere Lebenswelt hat sich verändert, es hat sich auch der Blick auf die Größe, Vielfalt, Weite des Kosmos geöffnet, der großartiger aber auch weniger für den Menschen gemacht scheint als zuvor. Dem Menschen als dem Entdecker dieser Großartigkeit ist gleichwohl nur eine Randstellung im Kosmos zugewiesen. Hier liegt ein weiterer Grund für naturwissenschaftliche Bescheidenheit.

Bewährte und erfolgreiche Bescheidenheit ist es auch in erster Linie, was Naturwissenschaftler oft veranlasst, Zurückhaltung zu üben, wenn er sich zu Fragen

außerhalb des Zuständigkeitsbereiches der Naturwissenschaften äußern soll. Er hat dazu einerseits nicht mehr zu sagen als jeder andere Mensch und weniger als der jeweilige Fachmann, andererseits hat er ein Gespür für die Schwierigkeit und Fehlbarkeit von Erkenntnisprozessen. Das gilt in besonderem Maße für die religiöse Einstellung von Naturwissenschaftlern. Verbreitet unter ihnen ist neben einer Minderheit von tief Religiösen oder strikt Ungläubigen eine skeptisch-agnostische Einstellung.

Im November 1999 erschien in der Zeitschrift „Spektrum der Wissenschaft“ ein Beitrag von E.J. Larson und L. Witham¹. Die Autoren berichteten über die Wiederholung einer Umfrage von H. Leuba aus den Jahren 1914 und 1933 unter amerikanischen Wissenschaftlern. Zwei Fragen waren mit „Ja“ oder „Nein“ zu beantworten:

-Gibt es Ihrer Meinung nach einen Gott, mit dem man über Gebete kommunizieren kann?

-Gibt es Ihrer Meinung nach ein Leben nach dem Tode?

Die Ergebnisse der Befragung zeigten wenig Änderung über acht Jahrzehnte: 40 bzw. 50 % „Ja“ am Anfang des 20. Jahrhunderts, 40 bzw. 40 % Ende des 20. Jahrhunderts. Spitzenwissenschaftler zeigten geringere Prozentzahlen der Zustimmung mit abnehmender Tendenz. Geringere Werte wären vermutlich auch in Europa zu erwarten².

Die ambivalent-bescheidene Grundhaltung wird sehr schön in einer Äußerung von Darwin wiedergegeben, zu der sich dieser besonders sorgfältig und besonnen urteilende große Naturwissenschaftler im hohen Alter durchgerungen hatte:

„Ich empfinde aufrichtig, dass dieses Thema wohl zu tief ist, um vom menschlichen Geist begriffen zu werden. Genauso könnte sich ein Hund Gedanken über den Geist Newtons machen. Der Mensch soll hoffen und glauben, was er vermag.“

Diese bescheidene Haltung des Naturwissenschaftlers hat allerdings auch ihre durchaus menschliche Kehrseite: Der Bescheidene und Nüchterne wird leicht zum Stolz auf seine Bescheidenheit und Nüchternheit neigen und mit Spott und Geringschätzung reagieren, wo er diese Eigenschaften bei Anderen zu vermissen meint.

Robert Musil beschreibt diese Haltung vieler Naturwissenschaftler wunderbar treffend in einem kleinen Kapitel seines Romans „Der Mann ohne Eigenschaften“³

„Es müssen nun ein paar Worte über ein Lächeln folgen, noch dazu ein Männerlächeln, und es war ein Bart dabei, geschaffen für die männliche Tätigkeit des In den Bart Lächelns; es handelt sich um das Lächeln der Gelehrten Obgleich sie lächeln, darf man beileibe nicht glauben, dass sie es ironisch taten. Im Gegenteil, es war ihr Ausdruck der Ehrerbietung und Inkompetenz. Aber man darf sich auch dadurch nicht täuschen lassen. In ihrem Bewusstsein stimmte das, jedoch in ihrem Unterbewusstsein, um dieses gebräuchliche Wort zu benutzen, oder richtiger gesagt, in ihrem Gesamtzustand waren es Menschen, in denen der Hang zum Bösen rumorte wie das Feuer unter einem Kessel ...

¹ E.J. Larson, L. Witham, Spektrum der Wissenschaft No. 1999

² Spektrum der Wissenschaft: Interview mit B. Kanitschneider No. 1999, Interview mit U. Lüke und B. Kanitschneider, Juni 2000

³ Musil, Robert, „Der Mann ohne Eigenschaften“, I, 2. Kap 72

Es ist allerdings die Wahrheit, die man liebt; aber rings um diese blanke Liebe liegt eine Vorliebe für Desillusion, Zwang, Unerbittlichkeit, kalte Abschreckung und trockene Zurechtweise, eine hämische Vorliebe oder wenigstens eine unfreiwillige Gefühlsausstrahlung von solcher Art.“

Sträuben sich etwa auch bei Darwin einige Haare seines Bartes vom Anflug eines solchen Lächelns?

Ein Beispiel der ambivalenten und leicht in ihr Gegenteil umschlagenden Bescheidenheit ist für mich auch die Position des Naturalismus in seinen verschiedenen Spielarten. Naturalismus ist eine Form des naturwissenschaftlichen oder physikalischen Reduktionismus, der fordert, dass Erkenntnisgewinn grundsätzlich nach naturwissenschaftlichem Muster vorgehen sollte und dass experimentartige Empirie die einzige legitime Quelle von Gewissheit sei. Es geht, wie es heißt, in der Welt überall und in allen Teilen mit rechten und natürlichen Dingen zu, was bedeutet, dass die Welt materiell und kausal strukturiert ist und nichts Gegenstand sinnvoller Forschung und Fragestellung sein kann, was keines materiellen Trägers bedarf. In diesem Sinne ist dann, wenigstens im Prinzip, alles überhaupt Erforschbare, physikalischer Natur und mit physikalischen Mitteln erforschbar. Mindestens beim sogenannten starken Reduktionismus, der behauptet, dass das gesamte Inventar der Welt physikalisch-materieller Natur sei, sehe ich ein Ende der Bescheidenheit und eine unzulässige, ihrer ursprünglichen Intention entgegengesetzte Überschätzung und überdehnte Verallgemeinerung der naturwissenschaftlich-physikalischen Methode. Vollends unannehmbar und eigentlich keiner ernsthaften Auseinandersetzung mehr würdig scheint mir eine Verbindung des Naturalismus mit dem sog. mechanistischen Weltbild.

Das mechanistische Weltbild entspricht dem Stand der Physik im 18. und 19. Jahrhundert. Das physikalische Weltganze wird als ein System von Punktteilchen angesehen, das den Bewegungsgesetzen der Newtonschen Mechanik gehorcht. Hinzu kommt die Annahme eines starken Reduktionismus, so dass von einem fundamentalen Standpunkt aus gesehen, sich alles, was es gibt, auf die Bewegung von Punktteilchen zurückführen lässt, deren Lage und Geschwindigkeit die einzigen realen, primären Qualitäten sind. Alle anderen Aussagen über Zustände von Teilen der Welt haben nur den Status sekundärer Qualitäten. Ein solches reduktionistisches Programm hat schon im 5. Jahrhundert vor Christus Demokrit von Abdera entworfen, von dem der Satz überliefert ist⁴

„Nur der Meinung nach gibt es süß, nur der Meinung nach bitter, warm, kalt, nur der Meinung nach Farbe, in Wirklichkeit gibt es nur Atome und leeren Raum.“

Das mechanistische Weltbild lässt sich als Verbindung von Demokritischem Reduktionismus mit Newtonscher Mechanik beschreiben.

Die Newtonsche Mechanik ist nun eine vollständig deterministische Theorie: Lagen und Geschwindigkeiten eines Systems von Punktteilchen zu einem gegebenen Zeitpunkt bestimmen die Lagen und Geschwindigkeiten zu jedem anderen Zeitpunkt.

Folgerichtig gelangt Laplace, der bekannteste Vertreter des mechanistischen Weltbildes zur Vorstellung des nach ihm benannten Laplaceschen Demons:

⁴ H. Diels, W. Kranz, "Die Fragmente der Vorsokratiker", 10. Aufl. Berlin 1960/61, Zitiert nach "Antike Atomphysik", zusammengestellt, übersetzt und erläutert von A. Stückelberg, Tübingen, Heimeran Verlag, München 1979

„Wenn einem umfassenden Geist der Zustand der materiellen Welt zu irgendeinem Zeitpunkt bekannt wäre, dann läge auch alles vergangene und zukünftige Geschehen in allen Aspekten offen vor ihm.“

Bekannt ist Laplaces Replik auf die Frage Napoleons, welchen Platz denn Gott in seinem Weltbild einnehme:

„Sire, ich hatte keinen Bedarf für diese Hypothese.“

Das Weltbild des Mechanismus wird sehr treffend durch das Gleichnis eines kosmischen Urwerks beschrieben, das, einmal entstanden, in allen Teilen vorherbestimmbar und unbeeinflussbar abläuft. Bis heute stellen sich viele Menschen das Weltganze als Ergebnis einer im 18. Jahrhundert abgeschlossenen und danach allmählich rezipierten Entwicklung ähnlich vor. Newton selbst hatte übrigens noch geglaubt, dass die Bewegungen des Planetensystems durch wechselseitige Störungen allmählich außer Takt gerieten und dass Gott die Weltuhr gelegentlich aufziehen und nachstellen müsse.

Ich werde bald begründen, weshalb ich den Reduktionismus und den Determinismus, auf denen das mechanistische Weltbild und seine Abkömmlinge beruhen, für gegenstandslos und obsolet halte.

Zuvor aber wollen wir noch einmal zur Entstehungszeit der neuzeitlichen Physik und der Naturwissenschaften im 16. bis 18. Jahrhundert zurückkehren und versuchen, etwas genauer zu beschreiben und zu deuten, was damals geschehen ist.

Ich meine, dass man das Aufkommen der Naturwissenschaften als eine besonders markante Episode in einem komplizierten vielfach gebrochenen und von Gegenströmungen begleiteten Prozess der Aufklärung und Säkularisierung ansehen sollte.

Es handelt sich hierbei um ein Aufbrechen oder, positiver ausgedrückt, Ausdifferenzieren eines einheitlichen Weltentwurfes, eines umfassenden Systems von Gewissheiten und Selbstverständlichkeiten, die einander stützen, in dem Heiliges und Profanes kaum voneinander geschieden sind, und das zugleich das Zusammenleben der Menschengemeinschaften regelt, Verhaltensnormen, Welt- und Selbstverständnis vermittelt und Kult, Kunst und Kulturtechniken integriert. Alle Gewissheiten fließen aus derselben Quelle, Transzendenz und Immanenz, Denken und Erfahrung sind eins. Auf die unsichtbaren Götter wird mit derselben selbstverständlichen Sicherheit geschlossen, wie vom Rauch auf das Feuer.

Dieser Vorgang der Ausdifferenzierung wird als Selbstbehauptung, Selbstbefreiung, und Selbstkonstituierung des vernunftbegabten Individuums erlebt, das Entscheidungen für oder gegen bisher Selbstverständliches mehr und mehr aus autonomer Verantwortung beansprucht und seine Selbstgewissheit in sicherer Erkenntnis sucht. Nach und nach öffnet sich die Cartesische Spaltung zwischen Geist und Materie, Ich und Welt, Innen und Außen. Untrennbar sind hierbei Stärkung und Vereinsamung des Individuums miteinander verwoben.

Wir sollten uns bei dieser Darstellung vor übermäßiger Vereinfachung hüten und deshalb bedenken:

-Aufklärung und Säkularisierung sind kein plötzliches Durchbruchphänomen sondern begleiten mit wechselnder Dynamik die gesamte Menschheitsgeschichte. Skeptische Warnungen, etwa den Priestern und den Dichtern nicht zu sehr zu vertrauen, und Ermahnungen, sich auf das eigene Urteil zu verlassen, finden sich von Anfang an in den verschiedensten Kulturen.

-Aufklärung und Säkularisierung verlaufen ungleichmäßig und zeitverschoben, wobei die Grenzlinien nicht nur zwischen verschiedenen Gesellschaften sondern auch zwischen verschiedenen ihrer Mitglieder verlaufen, ja sogar mitten durch die Individuen hindurchgehen können. Allerdings sind wir geneigt, Gesellschaften und Individuen, in denen noch viel von der ursprünglichen Einheit des Weltentwurfes zu sehen ist, als zurückgeblieben zu bezeichnen und als Bedrohung unserer Werte zu fürchten.

-Die große Einheit des Weltentwurfes wird erst in Rückprojektion gesehen, wenn sie schon zerbricht.

-Der Differenzierungsprozess berührt die tieferen Schichten des Menschen kaum. Es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass sich die seelische Grundstruktur des Menschen in den letzten 50.000 Jahren wesentlich verändert habe. Nach wie vor leben wir von und in einem Geflecht unmittelbarer Gewissheiten, über die später noch einiges zu sagen sein wird.

Das mechanistische Weltbild des 18. und 19. Jahrhunderts hat den triumphalen Aufschwung der Naturwissenschaften in dieser Periode begleitet. Nicht nur deshalb, sondern auch wegen seiner Klarheit, Einfachheit, Konsequenz, Härte und Nüchternheit hat es auf die Menschen unseres Kulturkreises faszinierend gewirkt und wird, wie gesagt, bis heute von vielen mit dem Weltbild der Physik schlechthin identifiziert. Allerdings ist in den letzten Jahrzehnten auch die Kritik an der Einseitigkeit und Schiefheit eines strikt naturalistischen und deterministischen Weltbildes immer lauter geworden. Entartungserscheinungen der Gegenwart wie Kälte, Kult der Machbarkeit, als ob nur das Machbare das Wahre wäre, und größenwahnsinniges Bemächtigungstreben werden ihm angelastet, teilweise zu Recht aber mit der Gefahr, in das Gegenteil eines unterschiedslosen Irrationalismus abzugleiten. Viel zitiert, bewundernd wie ablehnend, wird in diesem Zusammenhang das Buch „Zufall und Notwendigkeit“ des französischen Nobelpreisträgers Jacques Monod⁵. Für Monod ist das Universum eine gewaltige, ziellos sich entwickelnde Ansammlung toter Materie, die im blinden Wechselspiel von Zufall und Kausalität den Menschen hervorgebracht hat als das verlorene und in seiner Einsamkeit und unendlichen Bedrohtheit ängstlich pochende warme Herz dieser kalten, gleichgültigen Welt. Illusionslosigkeit und die Pose heroischer Annahme und der Solidarität in der Einsamkeit erscheinen ihm die einzig angemessene Reaktion auf diese traurige Lage des Menschen. Ähnlich äußert sich auch der Physiknobelpreisträger Steven Weinberg⁶. Ein wenig von der Lust an Desillusionierung, Unerbittlichkeit und trockener Zurechtweisung, um noch einmal Musils Worte zu verwenden, meine ich auch bei Monod zu vernehmen.

Ich sehe viele gute Gründe für ein helleres, reicheres und wärmeres, gewissermaßen „geistvolleres“ Weltbild. Dieser Optimismus speist sich aus drei verschiedenen Quellen:

- A) Aus der Entwicklung der Physik im zwanzigsten Jahrhundert
- B) Aus Überlegungen zur Erkenntnistheorie

⁵ Monod, Jacques: „Zufall und Notwendigkeit“. Philosophische Fragen der modernen Biologie. Piper, München 1973.

⁶ Weinberg, Steven: „Der Traum von der Einheit des Universums“. Aus dem Amerikanischen von Friedrich Griesse. Titel der amerikanischen Originalausgabe "Dreams of a Final Theory". Bertelsmann Verlag, München 1993.

C) Aus einer möglichst vollständigen und unvoreingenommenen Analyse der Lebenswirklichkeit des Menschen.

A) Das Weltbild der Physik hat im 20. Jahrhundert einen radikalen Wandel erfahren, und zwar nicht durch einen modischen Wandel von Grundeinstellungen, Methoden und Vorerwartungen, sondern entgegen allen Erwartungen unter dem Zwang der entdeckten Tatsachen:

Zunächst haben spezielle und allgemeine Relativitätstheorie Raum und Zeit aus ihrer absoluten Position einer durch nichts beeinflussbaren Arena alles physikalischen Geschehens verdrängt. Raum und Zeit sind dynamische Größen, die von der Bühne zu Mitspielern geworden sind und in die physikalischen Prozesse mit einbezogen werden.

Noch folgenreicher ist die Revolutionierung unserer physikalischen Vorstellungen durch die Quantentheorie.

Erstens hat sie dem strikten Determinismus der klassischen Mechanik ein Ende bereitet. Es ist nach den Gesetzen der Quantentheorie auch bei vollständiger Kenntnis des Zustandes eines quantenmechanischen Systems prinzipiell unmöglich, das Ergebnis jeder Messung an diesem System vorherzusagen.

Zweitens scheitert in der Quantenmechanik das reduktionistische Konzept, ein System durch Zerlegung auf seine kleinsten Bestandteile zu reduzieren, so dass alle Zustände eines zusammengesetzten Systems sich allein durch die Beschreibung der Zustände seiner Teilsysteme zu charakterisieren wären. Dieser sog. holistische Charakter der Quantentheorie äußert sich in der Möglichkeit verschränkter Zustände, die nicht auf seine Bestandteile reduzierbaren Eigenschaften eines Gesamtsystems entsprechen und sich in der Existenz wechselwirkungsfreier Korrelationen zwischen den Teilsystemen bemerkbar machen.

Drittens, und das ist ganz entscheidend, ist in der Quantentheorie, anders als in der klassischen Physik, der Beobachter nicht mehr einfach der Registrierer eines physikalischen Geschehens, das ohne ihn ebenso ablaufen würde. Die sogenannte epistemische Aufspaltung, die zum Zwecke der Erkenntnis eines Teils der Welt durch einen anderen, nämlich den Beobachter, ein beide umfassendes System in zwei Teilsysteme, nämlich ein Beobachtetes und einen Beobachter zerlegt, ist ein ganz entscheidender Akt, der wesentliche Züge der beobachteten Phänomene bestimmt. Es handelt sich hierbei um holistische Korrelationen innerhalb des Gesamtsystems „Beobachter und Beobachtetes“.

In dieselbe Richtung weisen die Befunde der neueren Theorie dynamischer Systeme. Die Isolierung von Teilsystemen, also auch von Beobachtern wird problematisch, da selbst kleinste Einwirkungen von außen und kleinste Ungenauigkeiten in der Kenntnis des Anfangszustandes eines Teilsystems in typischen Fällen die Vorhersagen seiner Zustände über größere Zeiträume prinzipiell unmöglich machen. Erneut wird auch einem strikten physikalischen Determinismus der Boden entzogen.

Diese Entwicklungen in der Physik des 20. Jahrhunderts weisen alle in dieselbe Richtung: Abkehr von der Starre eines mechanistisch-reduktionistischen Weltbildes. Das Gleichnis vom Weltganzen als einem großen Uhrwerk, das verstanden wird durch Beschreibung seiner Rädchen, trifft nicht mehr. Zutreffender ist die Vorstellung eines Weltorganismus, der in allen seinen Teilen mit sich selbst in dynamischer Wechselwirkung steht, und von dem auch wir ein Teil sind, der sich nicht einfach vom Ganzen abtrennen kann.

B) Erkenntnistheoretisch gesellt sich ein reduktionistisch-mechanistisches Weltbild besonders leicht einem naiven Realismus zu, der annimmt, dass die Welt im Wesentlichen so ist, wie sie sorgfältiger Sinnenbeobachtung erscheint. Diese gängige Zuordnung ist allerdings nur nahe liegend und verbreitet aber keineswegs zwingend.

Spätestens seit Kant kann es als gesichertes Wissen gelten, dass Erkenntnis nicht nur aus Sinnesdaten fließt, sondern im Zusammenwirken mehrerer Komponenten entsteht, von denen nur eine die Erfahrung ist und eine weitere vom Menschen beige-steuert wird. Für Kant stammt gewissermaßen der Stoff der Erkenntnis aus der Erfahrung, während ihre Form durch den menschlichen Verstand, Anschauungsformen und Kategorien bestimmt ist. Eine genaue Analyse menschlicher Erkenntnisleistungen macht es mehr als wahrscheinlich, dass der Beitrag des Menschen sogar noch weit größer ist und über die Form der Erkenntnis hinaus noch tief in ihren Gehalt hineinreicht.

In der Strukturierung der ihn umgebenden Realität ist dem Menschen ein hohes Maß an Freiheit gegeben, das er schöpferisch nutzen kann. Seine Weltdeutung ist zugleich Welterschöpfung und Ergebnis einer Gemeinschaftsleistung, die sich als solche individueller Willkür zwar entzieht aber dennoch dem Einzelnen viel Spielraum lässt. Was sich in einem komplizierten Lernprozess der Wechselwirkung zwischen Erfahrung, individueller und kollektiver Strukturierung und Bewährung ergeben hat, legt nahe:

1. Die Wirklichkeit liegt viel tiefer unter der Oberfläche unmittelbar zugänglicher Beobachtungen als es vor Jahrhunderten erschien. Sowohl die Aristotelische Physik als auch die mechanistische Physik des 18. und 19. Jahrhunderts müssen sich in dieser Hinsicht korrigieren lassen. Gerade die Physik der letzten Jahrzehnte zeigt, wie überraschend und andersartig, wie wenig „mechanisch“ und wie „geistartig“ die Strukturen sind, die sich als grundlegend herausgestellt haben, und wie weit der Weg von ihnen zu den sichtbaren Phänomenen ist.

2. Es erscheint aussichtslos und abwegig, das Weltganze aus einer einzigen Perspektive zu beschreiben, so wie es einem reduktionistischen Programm entspräche. Bereits innerhalb der Physik treten Begriffe wie etwa Entropie auf, deren Bildung von einer mikroskopisch-reduktionistischen Perspektive in keiner Weise nahegelegt oder gar notwendig ist. Es ist dies ein erstes Beispiel für sog. emergente Eigenschaften und Begriffe, die sich einer Reduktion entziehen. Ein Verzicht auf sie ist ein ganz unvermeidbarer Verlust von Weltkenntnis und verschließt sicher das Verständnis völlig realer Phänomene wie Leben und Geist. Natürlich kann über beides auch vom Standpunkt der Mikrophysik oder der Neurophysiologie einiges gesagt werden, was richtig und interessant ist, aber der Anspruch, auch nur den Kern dieser Erscheinungen auf diese Weise fassen zu können, erscheint mir geradezu indiskutabel. Direkt lächerlich sind in diesem Zusammenhang Presseberichte aus jüngster Zeit, in denen berichtet wird, dass bei religiöser Erregung gewisse charakteristische Aktivitätsmuster im menschlichen Gehirn auftreten, und die beanspruchen, damit religiöse Zustände reduktionistisch verstanden, ja entlarvt zu haben. Es gibt keine Alternative zu multiperspektivischem Vorgehen im Streben nach Weltverständnis. Der Grund dafür liegt nicht darin, dass die Welt in ontologisch verschiedene Bereiche zerfiele, die jeweils mit eigenen Mitteln und Begriffen zu erkennen wären, sondern in dem unendlichen Facettenreichtum der einen unteilbaren Welt.

3. Auch wenn es wahr ist, dass die Strukturierung der Realität auch eine schöpferische Leistung der menschlichen Individuen und Gemeinschaften ist, so muss man sich doch vor der strukturalistischen Überspitzung hüten, zu glauben, das Gesamte der Realität, sei ein Konstrukt. Es ist durchaus möglich, Fragen an die Wirklichkeit zu richten, deren Antworten zwar wiederum im Licht von Konstruktionen gedeutet

werden aber keineswegs selbst Konstrukte sind. Das ist gerade in der Physik deutlicher als in manchen Geistes- und Gesellschaftswissenschaften. Als ich einmal einer überzeugten Konstruktivistin vorhielt, es müsse doch für sie schwer sein, zu verstehen, wie man durch konsequente Anwendung physikalischer Gesetze habe zum Mond fliegen können, warf sie mir vor, dies sei ein Totschlagargument. Ich meine, es ist einfach ein schlagendes und treffendes Argument, auch wenn es dem durchaus sympathischen Wunsch nach unbeschränkter Gestaltungs- und Strukturierungsfreiheit zuwider läuft. Ich werde bald, im Zusammenhang mit der Deutung der religiösen Orientierung des Menschen, auf das Problem des Strukturalismus zurückkommen.

C) Auch unsere Lebenswirklichkeit widersetzt sich, wie schon kurz angedeutet, einem reduktionistisch-naturalistischen Weltverständnis. Die Cartesische Spaltung zwischen Transzendenz und Immanenz, Geist und Materie, ja die ganze Struktur des Gegenübers von erkennendem Subjekt und Objekt klappt erst dann auf, wenn man den Menschen einseitig als ein hauptsächlich erkennendes Wesen charakterisiert. In Wirklichkeit ist Erkenntnis, zumal im Sinne der Wissenschaft, nur eine sehr spezielle und eher seltene Tätigkeit des Menschen, der täglich urteilt und verurteilt, beschließt und verwirft, sorgt und handelt, liebt und hasst, lacht und weint, spielt und arbeitet, bangt und hofft und immer wieder auch betend den Blick nach oben richtet.

Wir alle verhalten uns im Vollzug unseres Lebens keineswegs so, dass wir nur das wissenschaftlich Erwiesene als Quelle legitimer Gewissheit zulassen. Im Gegenteil gehen wir fortwährend von Gewissheiten aus, die, etwa wie die Gewissheit der Existenz einer von uns unabhängigen und in ihrem Verhalten dennoch einigermaßen berechenbaren Außenwelt, die Möglichkeit rationalen wissenschaftlichen Erkennens übersteigen.

Allein schon in unserer Leiblichkeit sind wir von je her Teil einer Welt, die in Bezug auf unsere Erkenntnismöglichkeiten transzendent ist. Ich habe es früher einmal so ausgedrückt⁷: Wir leben in der Transzendenz wie der Fisch im Wasser. Es ist aber unser seltsames Schicksal, dass gerade das real am unmittelbarsten Gegebene sich dem erkennenden Zugriff am meisten entzieht. Novalis sagt⁸: „*Wir suchen überall das Unbedingte und finden immer nur Dinge.*“ Dieses Dilemma hat sich in unserer Kultur in den letzten Jahrhunderten zugespitzt. Es ist als Erscheinung untrennbar mit dem bereits benannten Prozess der Aufklärung und Säkularisierung verbunden.

Indem sich das Individuum aus einem einheitlichen Funktionszusammenhang ausdifferenziert und mit dem Ziel von Selbstkonstitution, selbstbestimmter Freiheit und sicherem Wissen als erkennendes Subjekt scharf von dem Rest des Weltganzen als einem zu Erkennenden abgrenzt, öffnet sich erst die Kluft zwischen Subjekt und Objekt, Immanenz und Transzendenz, Innen und Außen. Die Welt, der wir uns eigentlich erkennend nähern möchten, wird im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess versachlicht, verdinglicht, sie steht außerhalb des erkennenden Subjekts, ja geradezu als „Gegenstand“ gegen es und rückt in ihrem realen Sein immer weiter fort in die Transzendenz. Diese Versachlichtung des Objektes schwächt tendenziell die Fähigkeit zur Identifikation und Empathie, sowohl zu den Dingen als auch zu den anderen Menschen, die ebenfalls mehr und mehr zu Gegenständen zu werden drohen. Aber nicht nur die Welt außerhalb von uns ist von diesem Vorgang der Verblässung be-

⁷ H. Römer, „Physik der Unsterblichkeit? Zum Gottesverständnis der Naturwissenschaft“, Tagungsberichte der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg, R. Isak Hrsg, Freiburg i. Br. 1998

⁸ Novalis, „Blüthenstaub“, Nr. 1, Novalis, Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Zweiter Band: S.227, Hrsg Hans-Joachim Mähl, Carl Hanser Verlag, München 1978

droht. Indem das Subjekt jeden „Gegenstand“ auf den es sein Augenmerk richtet, nach außen verlegt und aus sich ausgliedert, verliert es ebenfalls an Substanz. Vollends verliert es, einmal in den Bann dieser Daseinsweise geraten, immer größere Teile seiner selbst, wenn es den Blick auf sich selbst richtet und damit Teile von sich ausgliedert.

Es ist dies der Kern der von Horkheimer und Adorno benannten Dialektik der Aufklärung⁹. Was mit dem Ziel der Freiheit, Stärke, Sicherheit und Fülle des Subjektes begonnen hat, lässt die Welt zu Dingen und das Selbst zum Schatten seiner selbst verblasen. Nur noch sehr dünne Fäden verbinden das Schatten-Ich mit den Dingen und den anderen Schatten-Ichs.

Das Verhältnis zu ihnen nimmt leicht die Gestalt eines versachlichten und instrumentalisierenden Besitzergreifens und Bemächtigen an. Die Verarmung des Subjektes geht mit Allmachtphantasien einher, die umso verbissener werden, je mehr sich das Andere im Besitz entzieht.

In einer solchen Fehlentwicklung wird von manchen die Ursache unseres heutigen unglücklichen Weltverhältnisses gesehen, unter dem viele gerade deshalb so leiden, weil es als unentrinnbares Verhängnis empfunden wird.

Die Wurzel der Fehleinstellung sollte nicht in einem übertriebenen Rationalismus unserer Zeit gesucht werden. Verstand und Vernunft sind Fähigkeiten des Menschen, die weit über den Bereich wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung hinaus wirksam sein sollten. Sie sollten es auch sein, da sie uns helfen, einen Ausweg aus der allseits empfundenen Krise der Gegenwart zu finden.

Man sollte die Fehleinstellung, an deren Folgen wir leiden, eher „Kognitivismus“ nennen, ein einseitig reduziertes Menschenbild, das den Menschen allein aus seiner Funktion als erkennendes Wesen definieren will und alle seine anderen Funktionen in den Hintergrund treten lässt. Descartes könnte man als besonders einflussreichen frühen Exponenten des Kognitivismus bezeichnen. Nun haben wir schon gesehen, dass die neuere Physik ebenso wie die Erkenntnistheorie übereinstimmend in die Richtung weisen, dass die Begriffe und Strukturen, mit deren Hilfe Erkenntnisse gewonnen und formuliert werden, auch den Charakter von Konstrukten, von menschlichen Schöpfungen haben.

Hiermit rückt der wissenschaftliche Erkenntnisprozess wieder näher an die übrigen menschlichen Tätigkeiten heran, in denen der Mensch sich eher als Schöpfer denn als Registrator bewährt, wenn er, in Gemeinschaft mit anderen, sich seine Welt schafft. Dies gilt auch für sein religiöses Verhalten, seine Einstellung zu höheren, schützenden, Ehrfurcht gebietenden Mächten, von denen er sich getragen aber auch abhängig fühlt. Ich finde dieses Verhältnis besonders schön und kühn in Rilkes Sonetten an Orpheus ausgesprochen¹⁰

Götter, wir schaffen sie erst in erkühnten Entwürfen,

die uns das mürrische Schicksal wieder zerstört.

Aber sie sind die Unsterblichen. Sehet wir dürfen

⁹ Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W.: „Dialektik der Aufklärung“

Philosophische Fragmente. (Fischer Wissenschaft). Fischer Taschenbücher Bd.7404. Frankfurt

¹⁰ Rilke, Rainer Maria, „Sonette an Orpheus“, Teil II, Nr.24, 2. Strophe

jenen erhorchen, der uns am Ende erhört.

Diese Verse mögen zunächst geradezu blasphemisch klingen. Glaubt der Mensch nur deshalb an Götter, weil er sich dazu bringt, irgendwann an seine eigenen Erfindungen zu glauben? Ich meine, dass man Rilkes Worte ganz anders verstehen sollte, und dass sie uns dann viel über unsere religiösen Gewissheiten und unser Verhältnis zu Gott sagen können.

Hierzu sollten wir uns genauer auf das Wesen dessen besinnen, was wir als menschliche Konstrukte bezeichnen. Sehr oft, und gerade auch von bekennenden radikalen Konstruktivisten, werden Konstrukte als „erfunden“ angesehen, im Gegensatz zu Gesetzen, die „gefunden“, „vorgefunden“ sind.

Dieser Gegensatz von Finden und Erfinden erweist sich auf den zweiten Blick als weniger grundsätzlich als auf den ersten. Schon die Sprache gibt uns einen kleinen Hinweis in dieser Richtung, indem sie beide Begriffe durch eine leichte Abwandlung derselben Wurzel bezeichnet. Hilfe bietet uns vielleicht der Topos, C.G. Jung würde sagen, der Archetyp, des Innen und Außen. Dieser Topos ist allgemeiner als das Gegensatzpaar Subjekt-Objekt oder Ich und Welt. Wir sind geneigt, das Subjekt mit dem Innen zu identifizieren und das Objekt mit dem Außen. Erkenntnis wäre danach eine Einverleibung von Äußerem in Inneres.

Dass es sich mit der Topographie von Innen und Außen, Ich und Welt nicht ganz so einfach verhält, haben schon unsere Überlegungen zur Dialektik der Aufklärung gezeigt. Die alltäglichste Beobachtung lehrt, dass die Grenze zwischen Innen und Außen jeweils anders gezogen wird, wenn ich Holz hacke, meine Hand betrachte oder über mich selbst nachdenke. Geradezu spielerisch geht Peter Handke mit dem Unterschied um in seinem kurzen Text: *Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt*¹¹. In mehreren kurzen Episoden wird geschildert, wie sich aus einer gewissen inneren Stimmung heraus der Blick auf einen Gegenstand außen richtet, an dem dann plötzlich ein Detail aufleuchtet, das in bestürzender Weise auf die innere Stimmung antwortet, teils bestätigend, teils ergänzend, teils kontrastierend.

Geradezu ausgetauscht erscheinen Innen und Außen bei gewissen religiösen Erlebnissen, und wo sind sie in dem Jesuswort „... *der bleibt in mir und ich in ihm*“¹² ?

Was nun den Unterschied Konstrukt-Gesetz, Erfinden-Finden angeht, so könnte man das Erfinden auch als ein wirkliches Finden ansehen, aber als ein Finden im Innern, wobei zusätzlich an die Problematik der Unterscheidung Innen-Außen zu denken ist. Nach übereinstimmenden Berichten liegt die Quelle religiöser Erfahrung – und das Wort „Erfahrung“ ist hier durchaus angebracht – im Innern und zwar in einer Weise, dass Finden und Erfinden nicht zu unterscheiden sind.

Wenn wir einmal von der Vorstellung eines eher organisch und geistartig zu denkenden Weltganzen ausgehen, in dem bei aller inneren Differenzierung ein umfassender Zusammenhang von allem mit allem besteht, eine Vorstellung, die den Ergebnissen der neueren Naturwissenschaften keineswegs widerspricht und sogar von ihnen nahegelegt wird, dann könnte religiöses Finden/Erfinden als Aufleuchten dieses Zusammenhanges im einzelnen Menschen und in der menschlichen Gemeinschaft angesehen werden und geradezu als Leistung eines Organs für die Ganzheit der Welt gelten.

¹¹ Handke, Peter, „Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt“, Edition Suhrkamp 307, Frankfurt 1969

¹² Joh 6:56

Von hier aus erscheinen dann auch Rilkes Verse in einem ganz anderen, keineswegs blasphemischen Licht. Wie, so fragt man sich, ist Offenbarung überhaupt anders denkbar denn als das Aufleuchten und Einleuchten einer Repräsentanz des Ganzen und Zusammenhängenden im Innern einer Seele in einem untrennbaren Akt des Findens und Erfindens, zu dem als Drittes das im Deutschen ebenfalls derselben Wortwurzel entstammende Empfinden kommt?

Sogar die Aussage Rilkes, dass uns das mürrische Schicksal unsere erkühnten Götterentwürfe immer wieder zerstöre, wird verständlich. Bei der religiösen Erfahrung handelt es sich nicht um ein „ein für alle Mal“ sondern um einen durchaus dynamischen Vorgang, der von Menschen und Menschengemeinschaften immer neu zu leisten ist.

Kommen wir noch einmal auf die Kulmination des Säkularisierungs- und Aufklärungsprozesses im 16. bis 18. Jahrhunderts mit der neuartig betonten Ausdifferenzierung des Individuums zurück, der uns einerseits die Naturwissenschaften mit ihren wunderbaren unverzichtbaren Erfolgen beschert hat, andererseits das kognitivistisch einseitige Menschenbild mit seinen bis heute leidvoll erfahrenen Spätfolgen.

Ich habe schon erwähnt, dass Säkularisierung und Aufklärung ein ungleichmäßig verlaufender Prozess sind, der wahrscheinlich die tiefsten Schichten des Menschen kaum berührt. Religion und wohl auch Kunst wären dann Bereiche, in denen die durch Ausdifferenzieren zerfallende Einheit von Mensch und Welt in all ihren Beziehungen und Wechselwirkungen noch weitgehend erhalten wäre. Unabweisbar gibt es zu jeder Zeit ein starkes religiöses Bedürfnis, das sich heute auch im Leiden am gegenwärtigen Weltzustand zeigt. Es äußert sich als eine tiefe Sehnsucht nach

- Welterklärung
- Ordnung, Schönheit, Harmonie
- Sinnhaftigkeit
- Anleitung und Führung zu gutem Leben
- Gerechtigkeit
- Zuflucht vor Angst, Geborgenheit und Liebe.

Wahr ist, dass die moderne Wissenschaft das Bedürfnis nach Welterklärung in wichtigen Teilen erfüllt, aber eben nicht in allen Teilen.

Die verschiedenen Komponenten des religiösen Bedürfnisses werden als eng zusammenhängend empfunden. Das religiöse Gefühl, das diesen Bedürfnissen entspricht und in dem sie als erfüllt empfunden werden, ist unabhängig von Epoche und Kultur in seinen wesentlichen Zügen immer erstaunlich gleichartig. Es wird übereinstimmend beschrieben als ein tiefes Empfinden eines universellen Weltzusammenhanges. Jeder Einzelne fühlt sich als Angehöriger einer großen Welteinheit. Die Welt hat eine Tiefendimension, die einerseits Ehrfurcht und Verehrung hervorruft und teilweise bedrohlich ist, andererseits als warm, belebt, geistvoll und freundlich empfunden wird und im Gefühl der Einheit mit ihr Trost, Zuversicht und Geborgenheit vermittelt.

Charakteristisch für das religiöse Gefühl und mit seinem Einheitsempfinden zusammenhängend ist auch, dass die Ichgrenzen als weniger hart und eher als

verschwimmend erlebt werden. Das Ich wird weniger in seiner Isolation und mehr in seiner Bezogenheit gesehen. Das Wort „religio“ bezeichnet in seiner ursprünglichen Bedeutung gerade diese universelle Verbundenheit. Rilke gebraucht dafür übrigens des öfteren das schöne Wort „Bezug“.

Die verschiedenen Aspekte des religiösen Bedürfnisses lassen sich ebenfalls zusammenfassen in einer Sehnsucht nach „Heil“, wobei Heil ursprünglich eine unverletzte Ganzheit bedeutet, die alle Teile der menschlichen Existenz umfasst.

Wenn es wahr ist, dass in tieferen Schichten des Menschen noch ungetrennt ist, was „die Mode streng geteilt“ hat, dann haben in diesem Sinne alle Menschen, auch diejenigen, die sich als ungläubig erklären, Anteil an der Sehnsucht nach Heil und an einem im weitesten aber vielleicht auch eigensten Sinne religiösen Gefühl. Dann ist es auch nicht überraschend, dass sich im wissenschaftlichen Weltbild, dem modernen mehr noch als dem mechanistischen, durchaus Anklänge an das religiöse Gefühl finden. Sicherlich gibt das Bild des Kosmos, wie es uns die moderne Naturwissenschaft zeigt, dem Menschen in seiner bescheidenen Position Anlass zu Staunen und Verehrung.

Nahe gelegt wird auch nach dem, was wir zum Konstruktivismus gesagt haben, ein Empfinden für die Relativität und Brüchigkeit des Ich, das dem religiösen Empfinden ähnelt. Das schöpferisch konstruierende und Welt entwerfende Ich stößt auf die Unbestimmtheit seiner Grenzen und die Relativität der Topoi „Innen“ und „Außen“, ja, es muss sich mit der Tatsache abfinden, dass auch der Ichvorstellung selbst Züge eines Konstruktes anhaften.

Unter dem Titel „*Woran glaubt, wer nicht glaubt?*“¹³ ist ein Dialog zwischen dem bekannten Schriftstellers Umberto Eco, der sich selbst als ungläubig bezeichnet, und dem Kardinal Martini von Mailand erschienen. Ihr sehr kultiviertes und mit großem gegenseitigen Respekt geführtes Gespräch konzentriert sich bald auf die Frage, wie weit die Begründung ethischer Normen auf Religion angewiesen sei, was von Martini mit Nachdruck behauptet und von Eco bestritten wird. Nun ist es wohl wahr, dass sittliche Normen nicht mit wissenschaftlichen Mitteln aus den Befunden der Naturwissenschaft hergeleitet werden können. Es führt, wie man sagt, kein Weg vom Sein zum Sollen. Einer wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich sind nur die innere Stimmigkeit eines Systems ethischer Regeln und die Analyse der Konsequenzen, die sich aus der Anwendung der Regeln ergeben. Wissenschaft findet keine ethischen Ziele, sondern liefert nur Mittel, sie zu erreichen. Die Beantwortung der Frage nach der Notwendigkeit von Religion zur Begründung von Ethik hängt meiner Meinung nach davon ab, wie weit der Begriff der Religion gefasst wird. Ich persönlich neige dazu, den Begriff der Religiosität weit zu fassen, und ich glaube nicht, dass ein erklärter Atheist sich Inkonsequenz vorhalten lassen muss, wenn er behauptet, aus tiefer Überzeugung nach sittlichen Maßstäben zu leben.

Wenn wirklich religiöses Gefühl in irgendeiner Weise in jedem lebt, dann ist auch der Gottlose Gott nicht ganz los.

Nachdem wir so nachdrücklich auf die Universalität religiösen Gefühls und auf den Konstruktionscharakter menschlicher Weltorientierung und Welterschöpfung hingewiesen haben, müssen wir aber auch einige Warnungen und Mahnungen anschließen, um nicht im Sinne eines alles versöhnenden unterschiedslosen irrationalen Relativismus über das Ziel hinauszuschießen.

¹³ Martini, Carlo M., Eco, Umberto: „Woran glaubt, wer nicht glaubt?“. dtv Taschenbücher Bd.36160, München 1999

Gerade wegen seiner unabweisbaren Dringlichkeit, läuft das religiöse Gefühl des Menschen immer Gefahr, in die Irre zu gehen oder missbraucht zu werden. Es muss deutlich betont werden, dass es auch unsinnige, falsche, sogar böse Religiosität gibt.

Der Überspitzung konstruktivistischer Anschauungen ist entgegenzuhalten, dass Konstruktionen auch scheitern und misslingen können, und zwar nicht nur aus Mangel an Zustimmung seitens der menschlichen Gemeinschaft, sondern auch aus Mangel an innerer Stimmigkeit und vor allem aus Mangel an Wahrheit, wenn sie mit der Wirklichkeit im Konflikt stehen.

Als Naturwissenschaftler und zumal als Vertreter einer „harten“ Wissenschaft wie der Physik, bin ich davon überzeugt, dass der Wahrheitsanspruch unverzichtbar ist und jedem menschlichen Streben nach Weltorientierung erst Wert und Würde gibt. Wenn man unter Hinweis auf den provisorischen und konstruktionsartigen Charakter wissenschaftlicher Erkenntnis deren Absolutheitsanspruch abschwächt, so ist dies keinesfalls ein Aufgeben des Wahrheitsanspruches, sondern es geschieht gerade um der Wahrheit willen.

Um gelungene von misslungenen Konstruktionen, gute von schlechter Religiosität zu unterscheiden, bedarf es einer subtilen Fähigkeit der „Unterscheidung der Geister“. Dass dies keine einfache Forderung ist, sieht man schon an den Schwierigkeiten bei der Unterscheidung zwischen Wahrnehmung und Vorstellung, die beide in unserer Psyche nahe beieinander und sehr ähnlich repräsentiert sind, oder zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Gerade, wenn eigene Interessen betroffen sind, versagt die Fähigkeit zur Unterscheidung nur zu leicht, und es bedarf lebenslanger Übung und Selbsterziehung, um hier trennen zu können. Nun werden im religiösen Gefühl unsere tiefsten Sehnsüchte angesprochen, und die Unterscheidung der Geister ist besonders schwierig. Dennoch muss es um der Wahrheit willen Möglichkeiten geben, Unterschiede zu machen. Unser Eindruck, dass der moderne Okkultismus verworren ist, dass die Doktrinen des Mormonentums, nach denen in Amerika Völker wie Lamaiten, Nephiten und Jarediten gelebt haben, auf die es keine Hinweise gibt, unsinnig ist, oder dass die Scientologysekte in ihrer Tendenz böse ist, muss begründbar sein.

Ein Kriterium, das uns hierbei helfen kann, ist die Forderung nach Stimmigkeit im Rahmen eines größeren Ganzen. Schon um Wahrnehmungen von Sinnestäuschungen zu unterscheiden, greifen wir zu diesem Verfahren, indem wir prüfen, ob die Eindrücke verschiedener Sinne miteinander in Einklang stehen. Dem Tastsinn wird dabei übrigens oft besondere Wahrheitstreue zugeschrieben („Kneif mich mal.“). Gerade aus der Überzeugung der Einheit und Verbundenheit des Weltganzen fließt die Forderung nach innerer Stimmigkeit seiner Repräsentationen. Es ist zwar durchaus möglich und sogar häufig, dass verschiedene Aspekte und Betrachtungsweisen in einem komplementären Spannungsverhältnis zueinander stehen, aber ein direkter logischer Widerspruch darf nicht auftreten. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse haben ein besonders hohes Maß an Sicherheit und ein frontaler Widerspruch zu ihnen ist zumindest ein besonders starker Anlass zur Unzufriedenheit. Um ein ganz einfaches Beispiel zu nennen: Ich kann nicht mit dem ernsthaften Ziel der Erfüllung um gutes Wetter beten, auch wenn ich einen derartigen Wunsch vor eine höhere Instanz tragen kann und mich gelegentlich bei ganz unmöglichen Stoßgebeten wie „Lieber Gott, mach, dass nichts Schlimmes passiert ist!“ überrasche.

Bei der Beurteilung von Religiosität leistet ein Forderungskatalog gute Dienste, den der Freiburger Psychologe Franz Buggle¹⁴ in seinem scharf religionskritischen Buch „Denn sie wissen nicht, was sie glauben“ aufgestellt hat.

¹⁴ Buggle, Franz, „Denn sie wissen nicht, was sie glauben“, Reinbeck bei Hamburg 1992

Ein akzeptables religiöses System sollte

1. dem erreichten Stand der Wissenschaften entsprechen
2. dem heute erreichten moralischen Standard genügen
3. offen für die Überschreitung der methodisch-rationalen Erkenntnismöglichkeiten, in diesem Bereich aber tolerant sein
4. Trost, Lebens-, Orientierungs- und Sinnggebungshilfe gewähren.

Nach diesen Kriterien scheitert der Okkultismus am ersten Punkt, ebenso das Mormonentum. Alle Arten des Fundamentalismus erfüllen den zweiten Teil von Punkt 3 nicht, und die Scientologysekte scheitert auf der ganzen Linie, insbesondere an Punkt 2.

Damit aber auch hier kein falscher Eindruck entstehe, möchte ich zum Abschluss betonen, wie wichtig und in jeder recht verstandenen Religiosität geboten Einfühlung und Toleranz sind.

Gerade weil das religiöse Empfinden in der weiten Auffassung, der ich zuneige, ein universelles Menschheitswissen um eine Ganzheit widerspiegelt, an dem jeder Mensch in irgendeiner Weise Anteil hat, sind seine verschiedenen Ausprägungen so vielfältig.

Selbst irgeleitete Religiosität hat gewöhnlich Anteil an echtem religiösem Empfinden und kann, wie das Beispiel des Mormonentums zeigt, gute Früchte tragen.

Religion, die ja auf die Ganzheit gerichtet ist, sollte die Menschen verbinden und nicht trennen, auch wenn jeder von uns über das universelle religiöse Gefühl hinaus vor die Notwendigkeit gestellt ist, sein Heil in jeweils anderen konkreten Gemeinschaften und Anschauungen zu suchen.